

Heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft für Nordschleswig



HEFT 90
JAHRGANG 2015

Erste Tage und Wochen eines Kriegseinsatzes und einer Kriegsgefangenschaft in Russland im Ersten Weltkrieg



Das Titelblatt des Buches

Auszüge aus den Aufzeichnungen des Lehrers Jens Iversen · (1885- 1961)

von Siegfried Lorenzen

Dem Lehrer Hans Christian Iversen in Süderseiersleff sind wir bereits durch die Lebenserinnerungen von Agathe Holtorf im Heft 2008 begegnet, s. vor allem Anmerkung 25 (SHAN 83, 2008, S.102). Der Sohn Jens Iversen, geb. 1885 in Süderseiersleff, gest. 1961 in Hamburg, hatte 1912 in Tondern Catharina Eline Lorenzen geheiratet, Tochter des Kaufmanns Siegfried Carsten Lorenzen in Tondern und Mette Eline Holdt. Mette Eline Holdts Schwester war Jens Iversens Mutter, die Braut also seine Cousine. Deren Bruder, Carsten Siegfried Lorenzen (1890-1978), übernahm das Kaufmannsgeschäft in Tondern, das später von seinen Söhnen Siegfried und Carsten Lorenzen weitergeführt wurde. Im Besitz von Siegfried Lorenzen befinden sich die Kriegserinnerungen seines Onkels Jens Iversen, in feiner Handschrift in ein Protokollbuch in Folioformat eingetragen. Nachstehend geben wir diese Erinnerungen wieder. Siegfried Lorenzen hat den Text abgeschrieben, wobei mehrfach gekürzt werden musste. Am Anfang und hier und da im Text hat er Erläuterungen dazugesetzt. Nachdem im vorigen Jahr der 100. Wiederkehr des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges gedacht worden ist, geht es in diesem Bericht zuerst um Ereignisse im zweiten Kriegsjahr 1915, wiederum also genau vor 100 Jahren.

Redaktion

30. 8. – 18.9. 1915

- 2.9. Tarnopol (Polen)
- 3.9. Woloczysk (Russland)
- 6.9. Smerynka (Zmerinka)
- 13.9. Kiew
- 18.9. Orel

Jens Iversen war der Sohn des Lehrers und Küsters Hans Christian Iversen (1850-1916) in Süderseiersleff. Nach seiner Ausbildung am Seminar in Tondern in den Jahren 1904-07 erhielt er nach kurzer Zeit in Norder-

hostrup seine erste Stellung in Bredebro von 1907-13, anschließend in Flensburg, von wo aus er am 20.3. 1915 einberufen wurde. Er hatte zwei Brüder, den späteren Zahnarzt Lorenz Iversen in Tondern und den jüngeren Bruder Andreas, der im Kriege als vermisst gemeldet wurde. Zwei Schwestern blieben wohnhaft an der Westküste.

Jens Iversen nahm nach dem Krieg seinen Lehrerberuf in Flensburg wieder auf, bis 1923, danach war er zwei Jahre in Kopenhagen, von 1926-30 in Segeberg, danach Rektor in Altona bis 1950.

Seine Aufzeichnungen beginnen mit einer ausführlichen Schilderung seines Abschieds aus der Heimat und einer kaum zwei monatigen Ausbildung, welcher die Verlegung zur Südarmee in Galizien folgt.

Erste Stellungskämpfe erlebte Iversen am 4.7.1915, die für ihn mit der Schlacht an der Strypa kaum zwei Monate später am 30. August ihr Ende fanden, als seine Kompagnie nach Zersplitterung ihres Frontabschnittes von russischer Infanterie überrannt wurde.

Im Folgenden nun Auszüge aus seinem handschriftlich gefassten Bericht:

30.8.1915. So kam die Nacht heran. Es wurde im **Strypa Tal** neblig. Wir in der ersten Kompagnie lagen nach einem anstrengenden Marsch in Schützenlinie ausgeschwärmt auf einem Stoppelfelde in sanft aufsteigendem Gelände nördlich der Chaussee Kozowa-Teofipolka-Plotycza. Müde und hungrig, wie wir waren, freuten wir uns auf unsere Feldküche, die im Schutz des Nebels herankommen und zum ersten Mal in drei Tagen einen Postsack mitbringen sollte.

Obwohl es eine kalte, mondhelle Nacht war, machten dichte, tiefliegende Nebel es leider unmöglich, die Anschriften zu lesen, so dass nur einige wenige Feldpostpakete mit besonders deutlichen Adressen zur Verteilung gelangen konnten. Ich war glücklich, ein Pfund gute Butter von den Eltern dabei zu haben. Wer nicht Posten stand, legte sich zum Schlaf auf das kahle Stoppelfeld. Alles war todmüde. Russisches Gewehrfeuer bestrich uns fortwährend, aber es ging über unsere Köpfe hinweg.

Gegen 3 Uhr morgens, nachdem ich als Gruppenführer meine Wache im Zuge besucht hatte, konnte ich mich ebenfalls hinlegen. Ich habe ein kleines Loch in die Erde gebuddelt, etwas Stroh hineingelegt, mich gut

in Zeltbahn und Mantel eingehüllt und dachte, einen guten Schlaf zu tun. Es waren allerlei Gerüchte in Umlauf gewesen. Man hatte davon gesprochen, dass rechts von uns angegriffen werden würde. Es galt also, die vielleicht nur kurze Frist auszunutzen. Doch sollte es anders kommen. Ich hatte mich gerade schön zurechtgelegt, als ich auch schon Hurräh-Schreie hörte. Es klang fremdartig, aber halb im Schlummer dachte ich, es mögen Österreicher sein, die zum Sturm einschwenkten. Nur ruhig Blut, bis an uns Befehl durchkommt.

Schon schlugen Gewehrkegel bei uns ein. Unser Kompagnieführer Leutnant Nierrth und ein Zugführer fahren hinter mir aus einer Kornschwade hervor und laufen rufend die Schützenlinie entlang. Ich fahre ebenfalls hoch, nicht wissend, was los ist. Hurräh, hurräh - erschallt es vor uns aus nördlicher Richtung, und dort wachsen nun die dichtgeschlossenen Reihen der Russen mit geflanktem Bajonett aus dem Nebel, wälzen sich auf uns zu. In unsere schlafende Schützenlinie ist plötzlich aufgeregtes Leben gekommen. Alles ist beim eiligen Zusammenraffen der Sachen. Es ist auch höchste Zeit. Ich glaube, es wurde zum Zurückgehen befohlen - ich weiß es nicht mehr - aber bald flutet alles durcheinander über das Feld zurück, ohne Ordnung, ohne Kommando, viele ohne Helm, ohne Tornister. Hier und da fällt einer fluchend oder um Hilfe schreiend hin - die ersten Verluste. Wir können sie nicht mitnehmen. Ein Schreien und Rufen und Schießen - Kommandoworte durcheinander. Durcheinander sind auch bald die Gruppen, die Züge, die Kompagnie, die beiden Regimenter und die Führer. Wo ein Offizier in dem Wirrwarr auftaucht, wird irgendwo versucht Stellung zu nehmen. Aber nur für Augenblicke - es ist vergebliches Beginnen, die Russen halten uns scharf in ihrem Feuer, sind uns auf den Fersen. Aus nächster Nähe blitzen die Bajonette. Endlich erreichen wir die Chaussee, laufen zu ganzen Scharen auf derselben, im Schutze des Grabens, laufen im Schweiß unseres Angesichts, das Gewehr in der Hand, den schweren Tornister bereits weggeworfen, laufen wie ich im Leben nie gelaufen bin. Im Chausseegraben treffe ich den kleinen Matthias Nielsen aus Osterby, der ganz abgehetzt ist und kurz darauf fällt.

Plötzlich erhalten wir aus dem Süden Artilleriefeuer. Vor mir sehe ich, wie alles, um auszuweichen, die Landstraße verlässt und nach Nor-

den in einen Feldweg einbiegt, der auf einen kleinen Hügel hinaufführt. Wir folgen. Oben angelangt, wird hingelegt, auf einem Rapsfelde. Nur eine schlanke Gestalt steht aufrecht, ganz in meiner Nähe der Chaussee zu, ein Kavalleriegewehr hoch in der Faust. Es ist unser Regimentskommandeur Major Hofrichter. »Leute« schreit er »hier bleiben wir, weiter gehen wir nicht!« Dann mit einem Mal tack - tack - tack, ein wahrer Kugelregen bestreicht die Anhöhe. Wo sind wir hingeraten? Wofür dieses mörderische Feuer? Vor uns, hinter uns, in unsere Reihen schlagen die Kugeln wie Hagelschauer ein. Ein ohrenbetäubender Lärm entsteht. Aber nur für Minuten, dann wird es plötzlich still, bis das Jammern und Stöhnen und Wehklagen der Verwundeten die unheimliche Ruhe unterbricht. Einer nach dem anderen versucht, in kriechender Haltung den Hügel des Entsetzens nach hinten zu verlassen. Es ist zu spät. Schon sind die Russen oben. Ganze fünf gestaffelte Linien russischer Soldaten schreiten an uns am Boden Liegenden vorüber, uns Gewehre und Patronen abnehmend und bedeutend, auf dem Feldweg in das vor uns liegende Dorf zu gelangen.

Nun erst übersehen wir die schreckliche Bluternte des uns unerklärlichen Maschinengewehrfeuers. Zu Hunderten liegen sie hier oben, tot oder verwundet. Sie flehen uns um Hilfe an, um Wasser. Nur meinen alten Unteroffizier Braun erkenne ich. Er lehnt sich mit fahlem Gesicht an die Grabenwand. »Bauchschuss« ist das einzige, was ich vernehme, als ich mich zu ihm herabbücke - und schon erinnert mich ein Kolbenstoß daran, dass ich nicht mehr Herr meiner Entschlüsse, dass ich Gefangener bin. Wir dürfen nicht helfen, der uns begleitende Russe herrscht uns in seiner unverständlichen Sprache an. Sein Gebaren lässt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Nur vorwärts, hinab ins Dorf. Da setzt ein Gesause in den Lüften ein - ss - ss - ss - bum, nochmal und nochmal, und die schweren Dinger schlagen ganz in unserer Nähe ein, das weiche Erdreich zu dicken schwarzen Säulen aufwirbelnd, aus denen die heißen Eisenstücke sich zischend über uns ergießen, um sich mit kurzem dumpfen Aufschlag in den Erdboden zu wühlen. Es ist das Sperrfeuer unserer schweren Artillerie, von Zloboda-Zlota her, das leider zu spät das Vordringen der Russen aufzuhalten sucht und uns fast zum Verderben geworden ist.

Auf der Chaussee sieht es furchtbar aus, voll gequetschter Toter, klagender Verwundeter. Man sieht ihnen an, dass sie überfahren worden sind. Der grauenvolle Anblick ist nicht zu ertragen. Mit schützender Hand vor den Augen gelangen wir vorsichtig vorwärts und müssen doch Acht geben, um den in großen Blutlachen umherliegenden, grässlich verstümmelten Unglücklichen auszuweichen. Hier stößt von hinten ein riesenhaftes graues Panzerauto an uns vorbei, rücksichtslos über die Verwundeten und Leichen der Gefallenen hinweg, zurück ins Dorf. Das also ist des Rätsels Lösung, daher die überfahrenen Kameraden, das verheerende Maschinengewehrfeuer!

Als wir am 1.9. gegen 6 Uhr morgens in **Slotyeza** einmarschieren, jagen in rasendem Galopp einige Kosakenschwadronen an uns vorbei, die berühmte Nagaika (*Peitsche der Kosaken aus geflochtenen Lederriemen*) in der Luft schwingend. In kurzer Zeit werden Scharen gefangener Kameraden herbeigeführt, und wir beginnen, den Umfang der Schlappe zu erkennen. *Es folgt eine minutiös dargestellte Beschreibung des schrecklichen und sehr blutigen Schlachtenverlaufs.*

Es war ein merkwürdiges unbestimmbares Gefühl, das uns beschlich, als vor uns am See das langgestreckte, vom Laubgehäng uralter Bäume beschattete Dorf unter der flimmernden Morgensonne auftauchte. Das alles sah so unwirklich aus. Und weit hinter uns, als ob uns das gar nichts anging, das dumpfe Grollen der Kanonen. Keine Stunde her, als jeder Einschlag derselben, jedes Fegefeuer aus Rohren unsichtbarer Maschinengewehre uns willenlos inmitten eines wirren Haufens hin- und herschob und zerrte. Aus all dem heraus trotteten wir nun ruhig unseres Wegs, acht bis zehn Mann, von einem baumstarken bärtigen Russen mit aufgepflanztem Bajonett begleitet, den Blick gebannt auf das friedliche Bild da vor uns in der Steppenniederung. So unwahrscheinlich erschien dieser plötzliche Wechsel von Krieg und Frieden, von Zerstörung und breitem Behagen. Seitab in der Einsamkeit der Wiesen auf einem schiefen Baumstumpf stand ein nachdenklicher Storch; er grübelt, begreift nicht den Unverstand der Menschen und Völker.

Auf der Straße hin und wieder ein feldgrauer Russe. Einer riss mir im Vorbeigehen mit unverkennbarer Übung meine Uhr mit Kette aus der Tasche. Am Graben lag ein deutscher Kamerad. Er sagte, er sei ver-

wundet. Unser Russe rief übers Feld, dort streiften zwei russische Sanitäter. Sie kamen sofort. Als sie ihm die Hosen runterzogen sahen wir sofort, wie ein Dum-Dum Geschoss ihm beide Gesäßbacken aufgerissen hatte. Sorgfältig und kameradschaftlich verbanden sie ihn, und wir trugen ihn hinein ins Dorf.

In **Plotyeza** selbst, obwohl unbeschädigt, sah es kriegerisch genug aus. Auf dem Dorfplatz standen hunderte von Gefangenen herum, unter denen wir gleich nach Bekannten suchten, und wo jeder sich wunderte, dass unsere Verluste so groß waren. Es hatten sich Gruppen um einige russische Offiziere gebildet, die uns z.T. in deutscher Sprache anredeten. Die Unterhaltung vollzog sich in gänzlich unmilitärischen Formen. Sie sahen gut aus in ihren dunkelblauen, sauberen Uniformblusen mit den breiten goldgestreiften Achselstücken. Ein älterer, Zigaretten rauchender Offizier ließ sich bereitwilligst nach seiner Meinung über die Dauer des Krieges ausfragen. Er setzte umständlich auseinander, dass die Russen mit Jahren rechneten. Unsere ungläubigen Einwendungen und die Hinweise auf die gefallen großen Festungen in Polen wehrte er wohlwollend ab: das bedeute für den Ausgang des Krieges wenig. Russlands ungeheure Größe und die Unerschöpflichkeit seiner Völkermassen seien die welthistorischen Tatsachen, die letzten Endes den Ausschlag geben würden. An ihnen würden die Zentralmächte sich erschöpfen wie ehemals Karl XII. (*von Schweden*) und Napoleon.

Das waren andere Maßstäbe, als wir vom Schützengraben her gewohnt waren. Dort hatte es immer geheißen, einen nochmaligen Winterfeldzug würde niemand mehr aushalten; zudem seien die Russen mürbe, sie kämpften nur widerwillig, bei ihnen herrsche Korruption, und Munition hätten sie auch nicht. Unsere Beobachtung von der Tätigkeit des russischen Roten Kreuzes stimmte allerdings mit den übernommenen Vorstellungen von den Zuständen in der russischen Armee wenig überein, denn die Ärzte und Sanitäter arbeiteten anscheinend gut, und für die Verwundeten wurde wirklich gesorgt.

Obwohl uns kein Gepäck beschwerte - die meisten Tornister waren schon auf der Flucht verloren - so sollten sich die Anstrengungen der letzten Tage bald bemerkbar machen, umso mehr, da es keine Verpflegung und wenig Rast gab - und letzteres nur zwischen den Dörfern.

Denn die sympathischen russischen Dorfbewohner waren offenbar nicht ungeteilt auf Seiten der Russen. Den Grund sollten wir allerdings erst später, aber umso anschaulicher erfahren. Wo wir durchkamen, standen mit Brotstücken, saurer Milch oder Eiern bei ihren ärmlichen Wohnhütten Greise, Kinder und weinende Frauen umher, die uns mit allen Anzeichen freundlicher Gesinnung zuwinkten, worauf sich gleich ein ganzes Rudel von unserem Trupp in vollem Trab loslöste, um glücklich etwas von den dargebotenen Lebensmitteln zu erhaschen. Dieses hatte jedoch jedes Mal eine wilde, wenn auch nicht sehr böartige Jagd von Seiten der Kosaken zur Folge, die dabei ihre unglaubliche Geschicklichkeit im Reiten zur Geltung bringen konnten, wobei sich jedoch Gebende wie Nehmende vor ihren Hieben in Acht nehmen mussten - ein Spiel, das sich in jedem Dorfe wiederholte.

Nachmittags wurde Halt gemacht an einer Sammelstelle für die Gefangenen. In aller Hast wurden wir in Reihen aufgestellt. Alle Briefe, Papiere und Tagebücher mussten abgegeben werden, jedoch gab mir der aufsichtsführende Offizier die Photographie von Schwester Grethens kleinem Peter Kristian (*Johane Margrethe Iversen, 1889-1969, war die jüngste Schwester von Jens Iversen, verh. mit dem Hofbesitzer Peter Ingvert Hansen Iversen aus Bønderby, Kirchspiel Møgeltondern. Der Sohn Peter Kristian Iversen, geb. am 23. 5. 1914, wurde als Historiker Leiter des Landesarchivs in Apenrade*) und mein Neues Testament wieder heraus. Es ging weiter. Endlos, so weit das Auge vor- und rückwärts schaute, wälzte sich der lange Zug auf der Chaussee vorwärts, einige tausend Mann, bedrückt, hungrig, müde, ungeordnet, schweigsam.

Während die ganze Zufuhr zu unserer Front nur durch Lastautomobile erfolgt, erhält das Leben hinter den russischen Linien sein Gepräge durch die kleinen Fuhrwerke, die wir in Anlehnung an die galizischen Bauernwägelchen mit Panjewagen bezeichneten. Wir treffen sie auf Schritt und Tritt, einzeln und in ganzen Kolonnen. Nur die Verwundeten wurden in leichten, mit Leinwand bezogenen und das Rote Kreuz gekennzeichneten Autos abtransportiert.

In der Dämmerung - es war inzwischen kalt und regnerisch geworden, schwenkten wir in ein größeres Dorf hinein, wo unsere Begleitmannschaft uns verständlich machte, dass wir nun verpflegt werden und

übernachten sollten. Die Verpflegung kam jedoch nicht, und wir konnten uns auf einer tümpelichen feuchten Wiese hungernd und frierend auf dem nassen Rasen in unsere Mäntel wickeln.

Endlich hatte auch diese Nacht ein Ende. Am nächsten Vormittag, den 2.9., konnten wir in **Tarnopol** einmarschieren, dieser großen galizischen Stadt, in dem die handelseifrigen Juden wie überall im Lande Geschäft und Gewerbe an sich gerissen haben und so den fehlenden eigenen Mittelstand, das Bürgertum, ersetzen. Weniger trostlos sollte dieser zweite Tag enden, als uns gegen Abend auf einem polnischen Gutshof die wohligen Gerüche einer russischen Feldküche empfangen, die indessen fortwährend an Stärke einbüßten, da der Suppenkessel wiederholt Wasser aufnehmen musste, um unsere Trinkbecher mit einem Inhalt zu füllen, der allerdings keine Fettaugen aufweisen konnte, aber doch nicht ohne Wärme war. Dazu gab es - für uns zum ersten Mal - eine Handvoll von jenem gelben Graupengrieß, der in den kommenden Monaten ein fester Bestandteil unseres täglichen Mittagessens werden sollte und in Russland unter dem Namen Kascha (*geschälte Hirse oder Buchweizen*) geht, die - freilich mit Olivenöl vermengt - auch die Hauptnahrung der russischen Soldaten ist, die dabei, soweit wir sehen konnten, gut gediehen.

Am nächsten Tag erreichten wir die großen leerstehenden Kasernenanlagen von **Woloczysk**. Wir befanden uns nun auf russischem Boden und mussten uns allmählich an die russischen Sitten gewöhnen. Das fiel weniger schwer, soweit hier die Unterkunft in Frage kam. Seit Monaten haben wir auf bloßer Erde geschlafen, waren mehr oder weniger Wind und Wetter ausgeliefert gewesen. Nun einige Tage unter einem richtigen Dach geborgen zu sein, ließ ein Gefühl des Behagens aufkommen, das in keiner Weise beeinträchtigt wurde durch die harten Holzpritschen der russischen Kasernen, die keine Betten oder Strohsäcke kennen, daher wir auch nachts natürlich bekleidet schliefen, was ja ohnehin im Felde längst Gewohnheit geworden war. Wie geräucherte Heringe schliefen wir Mann an Mann nebeneinander, welches die Betriebsamkeit unserer anhänglichen Läuse nur vermehrte.

Nach drei Tagen hieß es plötzlich am 5.9. zum Aufbruch fertig machen.

Es folgen weitere Situationsbeschreibungen, u.a. die ärztliche Versorgung seines seit langem entzündeten einen Fußes, was die Beförderung auf Panjewagen mit sich führte. Das verschonte Iversen jedoch vor den schweren langen Fußmärschen und den großen Entbehrungen seiner Kameraden. Dann der befreiende Bericht über seinen Uniformwechsel in einem riesigen Lazarettzug mit Betten. Geradezu märchenhaft mutete es an, die verschwitzte und verstaubte, verdreckte, verregnete und verlaute Uniform bis auf das vor Schmutz starrende Hemd vom Körper zu ziehen, diesen selbst auf dem weichen, weiß bezogenen Strohsack auszustrecken und in die sauberen Wolldecken einzuwickeln, förmlich zu spüren, wie ein lang entbehrter Strom von Luft und Wärme an den Gliedern langsam emporstieg. Freilich aber: Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Die Krankheit eines Kameraden konstatierte der russische Militärarzt als Cholera, und wir alle wurden zur Beobachtung in ein Choleraspital in der Nähe des Bahnhofs eingebracht. Nach Säuberung von Mensch und Kleidung, einer ruhigen Nacht und einer Impfung konnten wir nach weiteren sechs Tagen in Smerynka darauf einen Zug nach Kiew besteigen.

Am Spätnachmittag des 13.9. 1915 sind wir in **Kiew**, der Metropole der Ukraine: die Stadt der Klöster, der Kirchen und der Glocken, die Stätte, an die sich tausende heilige Erinnerungen der rechtgläubigen Russen knüpfen, die Wiege ihres griechischen Christentums und die erste Hauptstadt ihrer normannischen Fürsten, in Bürgerkriegen und von Tatarenhorden oft zerstört, aber immer wieder aus den Trümmern neu erstanden. Mit uns weiß man wieder nicht recht wohin. Wir bleiben deshalb auf dem Bahnhofsgelände, denn hinein in die Stadt, die Denkmäler ihrer vielgestaltigen Vergangenheit zu sehen, ist für Kriegsgefangene natürlich nicht möglich, und doch nahmen wir von den Stufen des Stationsgebäudes, wo wir die letzten Stunden des Tages verbringen, ein nie geschautes, unvergesslich großartiges Bild in uns auf, so fremdartig wie in Tausend und Einer Nacht, mit zahllosen Türmen und mächtigen Kuppeln von sattem Grün und schillerndem Gold, in deren Glanz die Septembersonne ihre Strahlen spielen lässt. So sinnfällig ist die orthodoxe Kirche das Band, das all die verschiedenen Rassen und Völker des Riesenreichs umschließt und zusammenhält.

In der Dämmerung sitzen wir wieder auf der Bahn, diesmal in einem Güter- oder Viehwagen. . . Nach kurzer Fahrt am nächsten Tag erreichten wir ein Sammellager in tiefem Wald, von wo aus die Gefangenen in großen Transporten in das Innere des Landes verlegt wurden. Mit dem Ziel Orel tauchte am 15. September ein leerer Transportzug auf und war im Laufe kürzester Zeit besetzt. Jeder Güterwaggon mit einem in der Mitte stehenden Ofen gab Platz für 36 Mann, denen je 18 Brote und ein Eimer Wasser ausgeliefert wurde.

Über einen Aufenthalt im Krankenhaus von Orel vom 18-21.9., einem Lazarett in Saratow bis zum 9.12., einem folgenden dreimonatigen Lageraufenthalt in Zarizyn führte ihn sein Weg von dort am 13.3.1916 für die nächsten 2½ Jahre nach Astrachan, bis nach Ausbruch der russischen Revolution die neuen Verhältnisse am 17.5.1918 zu seiner Entlassung führten. Er erreichte Flensburg am 20.6. und erhielt einen zweimonatigen Urlaub (er war ja weiterhin Soldat), bis er am 7.11.1918 aus dem Heeresdienst entlassen wurde.

Im Lager von Orel 18.9. – 30.10. 1915

Zum ersten Mal seit unserer Gefangennahme erfolgte hier die Eintragung unserer Personalien in Listen. Zeitraubend, umständlich und auch irreführend verlief die gegenseitige Verständigung, weil im russischen Alphabet unsere Laute oft nicht oder doch nicht ohne weiteres unterzubringen und andererseits die kyrillischen Buchstaben häufig Bezeichnung für mehrere Laute sind, die wir einzeln bezeichnen.

Endlich konnten die Quartiere bezogen werden. Das ging in der Weise vor sich, dass wir dem auf der eisernen Treppe vorangehenden Russen ziemlich unmilitärisch nachdrängten – was nicht weiter übelgenommen wurde – und im ersten und einzigen Stock über die Pritschen herfielen. Unsere Besorgnis, wieder Platzmangel anzutreffen, erwies sich als unbegründet. Die Gebäude waren für ihre neue Bestimmung notdürftig eingerichtet worden und konnten bequem die ca. 800 Mann unseres Transports aufnehmen, die sich schnell auf die verschiedenen Räume verteilten.

Nach dem fand dann eine private Umgruppierung statt. Die wenigen Reichsdeutschen legten sich mit den Deutsch-Österreichern zusammen. Nebenan richteten sich die Magyaren ein. Die Slawen hielten sich ebenfalls für sich. Das ergab sich ganz von selbst. Das verknüpfende und trennende Band der Sprache schob sich unsichtbar zwischen all diese verschiedenen Menschen aus allen Teilen Mitteleuropas, die das Spiel des Krieges hier zusammengeführt hatte. Wer deutsch, ungarisch, tschechisch, polnisch, kroatisch, rumänisch oder sonst was sprach, hielt sich zu seinen Landsleuten, die seine Muttersprache sprachen, auch wenn er daneben andere Sprachen beherrschte, wie das bei dem Durcheinander der Donauvölker so häufig vorkam.

Für uns Reichsdeutsche waren diese Zustände innerhalb der österreichisch-ungarischen Armee völlig fremd. Unsere Kenntnis der völkischen Besonderheiten der Donaumonarchie war nicht größer, als dass wir höchst verwundert waren darüber, dass alle diese Träger der gleichen grau-blauen Uniformen trotz ihrer rassemäßigen Verschiedenheit nicht doch eine sie wenigstens lose verbindende, eine oberflächliche Verständigung vermittelnde Sprache besaßen, als die wir uns die deutsche gedacht hatten.

In unserem ruhelosen Dasein war mittlerweile eine gewisse wohltuende Regelmäßigkeit eingetreten. Trotzdem war es wenig beneidenswert. Die Räumlichkeiten waren alt, aber zufriedenstellend. Sie boten genügend Schutz gegen die bald einsetzende Kälte. Öfen waren keine vorhanden. Sie waren auch entbehrlich, da wir uns auf den kahlen Pritschen dicht aneinander legten. In Ermangelung von Decken kamen wir Tag und Nacht nicht aus unseren Kleidern. Als Kopfkissen diente der Arm. Später fand ich einen Stein bequemer, auf den als Polster die Feldmütze gelegt wurde. Dass wir bei dieser Lebensweise sehr schnell und sehr stark von der Läuseplage heimgesucht wurden, konnte nicht ausbleiben, und einen großen Teil des freien Tages verbrachten wir mit der Sisyphusarbeit, die Kleider immer wieder nach diesen anhänglichen Tierchen und ihren Eiern abzusuchen.

Mittags wurde für den ganzen Tag Verpflegung gefasst. Sie bestand aus einer etwa drei Finger dicken Scheibe trockenen, frischen, fast immer warmen Schwarzbrot, deren eine Hälfte für den Abend, die

andere für den nächsten Morgen aufgespart wurde. Punkt 12 Uhr fand die Ausgabe nach der bekannten russischen Art draußen auf dem Hofe statt, unbeschadet Wind und Wetter, Regen oder Kälte. Je zehn Mann, um eine Blechbüchse hockend, machten sich über die unbeschreiblich dürftige Suppe her und fischten emsig nach den kümmerlichen Fleischstückchen, die einsam auf der Oberfläche herumschwammen. Diese graue Flüssigkeit war ausnahmslos auf kleingeschnittener Lunge gekocht, glatte und elastische Würfel, die, zwischen die Fingerspitzen genommen, wie kleine Gummibälle absprangen. Der zweite Gang bestand aus der üblichen Kascha – hier trockenem Hirsebrei ohne Öl, von dem jeder einen Feldbecher voll empfing. Das war tagtäglich die gleiche, gewiss nicht üppige Kost.

Kaltes Wasser zum Waschen und Trinken war uns nicht zugänglich, da die Pumpe in der Küche war, deren Betreten streng verboten war. Unsere Bedürfnisse nach dieser Richtung mussten wir daher aus dem in den Tümpeln des Hofes sich gelegentlich ansammelnden Regenwasser befriedigen. An Reinigung der Leibwäsche war unter solchen Umständen natürlich nicht zu denken. Unser Aussehen, innen und außen, verwilderte von Monat zu Monat, zumal man meistens unrasiert war und Vollbärte jeder Art gediehen. Dazu kam der fast totale Mangel an Geld, um aus eigenen Mitteln unsere Lage zu verbessern, und wie lange es bei der großen Entfernung und den russischen Zuständen dauern würde, bis die Post über Schweden die ersehnte Verbindung mit der Heimat hergestellt haben würde, war gar nicht abzusehen.

Das Lager unterstand einem jungen Oberleutnant, der niemand etwas zu Leide tat. Er ließ sich täglich ein- oder zweimal im Lager sehen. Schlimmer war schon das Erscheinen jenes alten Offiziers, der unseren Einzug so verunstaltet hatte und immer eine ganze Menge unnötige Aufregung mit sich brachte. Er war Oberst und bekleidete das Amt des Wojenski natschalnik und war damit oberste Behörde in allen Kriegsgefangenenangelegenheiten von Orel. Er war der Schrecken des Lagers, wenn er gestiefelt und gespornt im Laufe der Woche vorgefahren kam. Das geschah meistens um die Mittagszeit, wenn wir sorglos um unseren Suppentopf herum saßen. Die Russen kamen in Bewegung, Swirna-Rufe ertönten, und wir scheuchten eiligst aus unserer Hockstellung

empor. Das kleine Männchen keifte und schimpfte nach allen Seiten, spuckte auch mal in die Kascha. Es war nicht geraten, in seine Nähe zu kommen, sowohl wegen seiner Reitpeitsche als auch seiner Nase wegen, für deren Säuberung er sich niemals eines Taschentuches, sondern stets des Daumens und Zeigefingers bediente. Man erzählte, dass er vor Warschau seinen einzigen Sohn verloren habe.

Während die Wachmannschaft alle 24 Stunden wechselte, hatten zwei alte sibirische Unteroffiziere, die Starschi, zu unserer Betrübnis ein dauerndes Kommando im Lager. Von ihnen galt: wie der Herr so der Knecht, und in dieser Weise regelten sie den Innendienst, die Kontrolle, die Essenausgabe und die Arbeitseinteilung. Wenn morgens um 5 Uhr ihr Stawaj, stawaj durch die Räume gellte, gab es nicht viel Zeit, sich den Schlaf aus den Augen zu reiben, wollte man nicht Gefahr laufen, in wilder Flucht vor ihnen über Pritschen und Treppe hinunter in den Hof gejagt zu werden. In der frischen Morgenluft sollten nun die Namen aufgerufen werden, so wollte es die Tages- und Lagerordnung, ohne Rücksicht auf Wind und Wetter. Auf dem hinteren Hofplatz zusammengetrieben, der durch ein schmales Tor von dem vorderen abgetrennt war, musste der Aufgerufene hier hindurch, und es gehörte Geschick dazu, den Riemen der beiden alten geübten Gauner auszuweichen, die sich dort aufpostiert hatten in der Absicht, jedem Passierenden als Morgengabe einen gut gezielten Hieb auszuwischen.

Abends fand eine nochmalige Kontrolle statt, aber nun wurde gezählt. In fünf Gliedern aufgestellt, wurden die Vordermänner nacheinander von den beiden Starschi unter Zuhilfenahme des Unteroffiziers von der Wache abgezählt und nachher die Zahl mit fünf multipliziert, welches keineswegs leicht war, was sich unter anderem darin zeigte, dass meistens verschiedene Ergebnisse herauskamen. Dann wurde nochmal von vorne angefangen, aber zu einer völligen Klarheit über den Bestand führten diese Experimente nie. Vor dem Hinlegen um 9 Uhr war eine Andacht in den Räumen befohlen, die in dem Absingen eines geistlichen Liedes bestehen sollte. Gesungen wurde auch, aber Soldaten- und Nationallieder in den verschiedenen Sprachen, wobei die ahnungslosen Russen andächtige Zuhörer waren.

Ab und zu kamen Verwalter von den Gütern der Umgegend herein, um sich Leute für ihre Arbeit zu holen. Die Aussicht, dem Lager für längere Zeit den Rücken zu kehren, bewog nicht nur Kameraden ländlicher Herkunft und Beschäftigung, sich diesen Dauertransporten in großer Zahl anzuschließen. Es lockte auch die Hoffnung auf besseres Essen. Denen es mehr auf bares Geld für etwas Zucker, Tabak oder Weißbrot ankam, folgten den täglich aus der Stadt hereinkommenden Unternehmern und fanden reichlich Gelegenheit, sich auf allen möglichen Gebieten zu betätigen bei Aufräumungs-, Straßen-, Strecken-, Kanal- und Waldarbeiten. Je nach der Größe wurde eine solche Abteilung von einem oder mehreren Soldaten der Wachmannschaft mit aufgepflanztem Bajonett konvojiert und kam mittags und abends wieder herein. Der Tagelohn für einen einzelnen betrug 15 Kopeken = 33 Pfennige. Ebenso sehr als das begehrte Geld zog die Aussicht, etwas zu erleben, die Stadt und die Menschen kennenzulernen. Man brauchte sich nicht zu überanstrengen. Das liegt den Russen nicht, und danach war die Aufsicht auch nicht, aber wir litten unter der Kälte, da wir schlecht genährt und gekleidet waren. Es konnte dann vorkommen, dass man von einem Vorübergehenden verstoßen auf Deutsch angesprochen wurde. Das waren meist deutsche Zivilgefangene oder eingewanderte Deutsche, und es war jedes Mal ein Erlebnis zu spüren, dass es auch hier, fern der Heimat, tief in Feindesland, Landsleute gab, die ihre Teilnahme an unserem Geschick bekunden wollten.

Die eingeborene Bevölkerung belästigte uns nicht. Die zahlreichen Fremden fügten sich bald in das Straßenbild der Stadt ein. Dagegen veranlassten unsere seltenen Feldmützen mit ihrem leicht kenntlichen roten Band eher jemand, stille zu stehen. Einmal geschah es, dass wir beim Straßenfegen neugierig und verwundert von einigen Bauernfrauen beobachtet wurden, während unser russischer Soldat sich bemühte, ihnen glaubhaft zu machen, dass sich keine Hörner unter den harmlosen Mützen verbargen, wie ihnen der Pope daheim gesagt, da die Njemzi doch mit dem Leibhaftigen im Bunde seien.

So fehlte auch der Humor nicht auf diesen Expeditionen. Ein andermal sollten wir auf dem Güterbahnhof schwere Holzkisten aus den Waggons laden. Mitten in der Arbeit gebot unser Wachmann Halt.

Dann stellte er nach allen Regeln der Kriegskunst einige von uns als Posten auf, um selbst daran zu gehen, einige der großen Kisten vorsichtig mit seinem Seitengewehr zu erbrechen - sie waren voll des herrlichsten Würfelzuckers. Nachdem er sich die Taschen gefüllt hatte, kamen wir an die Reihe, und dieses verlockende Angebot konnten wir natürlich nicht ausschlagen. Darauf verstreute er eigenhändig eine passende Anzahl aufgestöberter Steine in die Kisten, die ebenso gewissenhaft von ihm vernagelt wurden, um dann harmlos ihren Platz zwischen den übrigen zu finden, worauf die Arbeit ihren Fortgang nahm. Wir aber waren wochenlang mit Zucker versorgt.

Ebenso bezeichnend war ein Erlebnis beim Wajenski natschalnik. Sehr gegen meinen Willen war ich zu Aufräumarbeiten im Hofe dieses gefährlichen Mannes kommandiert worden und war nicht wenig erstaunt, als die dortige Wache mich nach getaner Arbeit mit in ihre Küche nahm und mich dort an ihrem Essen, einer kräftigen Fleischsuppe, teilnehmen ließ. An der nachfolgenden Unterhaltung bei einer Mahorka-Zigarette konnte ich mich natürlich nicht beteiligen und nahm deshalb meine Briefftasche heraus, um alte Briefe aus dem Felde nochmal durchzulesen. Dabei fiel das Bild meines kleinen Neffen Peter Kristian zur Erde. Neugierig sammelte ein Soldat, für den eine Photographie nichts Alltägliches ist, dieselbe auf. Jeder griff danach, jeder wollte sie sehen, bewundert ging sie von Hand zu Hand, betuernd und gefühlvoll, wie es nur ein Russe sagen kann, erklang immer wieder sein: Ah, charoschi, charoschi die Reihe rund. Die alten Landstürmer konnten sich nicht satt sehen an dem Kinde und fragten viel mehr, als ich verstehen konnte.

Man konnte mit den russischen Soldaten gut auskommen. Sie konnten verhetzt sein, aber von Natur waren sie gutmütig. Ihre Schulkenntnisse waren, wenn sie überhaupt welche besaßen, gering, und laut und mühsam buchstabierten sie sich durch die Kriegsberichte ihrer Zeitungen hindurch. Sie kamen uns oft vor wie große Kinder.

Je weiter wir in den Oktober hineinkamen, desto mehr suchten wir den Arbeitskommandos zu entgehen. Als dann die Herbststürme den kalten Regen durch den Hof peitschten und die ersten Schneeflocken an unseren Fenstern vorüberwirbelten, konnte ein Gefühl der Befrie-

digung aufkommen, wenn wir abends bei der spärlichen Petroleumsbeleuchtung auf den kahlen Pritschen zusammensaßen. Man saß ja trocken und warm. Die Kriegs- und Friedensaussichten wurden erörtert, neu hinzugekommene Kameraden brachten Nachrichten von der Front herein, Berechnungen wurden angestellt, wann endlich die ersehnte Verbindung mit der Heimat hergestellt sein konnte. Halbnackend hockte man so, unterdessen die Finger das schmutzige Hemd oder andere Bekleidungsstücke nach den immer zahlreicher auftretenden Läusen und ihren Eiern absuchten. So verging Tag um Tag. Die Kost, so einförmig und schlecht sie war, sie reichte aus, um vor dem Hunger zu schützen, wie unsere dumpfe Behausung die zunehmende Kälte abhielt. Die Monate im Schützengraben und erst recht die Zeit der Gefangenschaft haben höhere Anforderungen an das Leben langsam abgeschnürt und ganz allmählich dazu geführt, dass dieses Dasein erträglich schien. Dieses Empfinden, dem niemand sich entziehen konnte, erfasste alle in gleicher Weise.

So traf uns Lauritz Jørgensen aus Rømet bei Toftlund. Er war soeben aus einem Lazarett entlassen worden und sah nun zum ersten Mal ein russisches Gefangenenlager. Zögernd, mit seinem braunen Tornister auf dem Rücken, schritt er in seiner grauen Feldmütze zwischen all den österreichischen Uniformen einher, bis jemand mir den Landsmann zuführte. Große Tränen quirlten in seinen Augen, als wir uns die Hände drückten und er mich in unserer heimischen Muttersprache anreden konnte, als er hörte, woher ich sei. Er war der einzige Nordschleswiger, den ich während dreier Jahre in Russland angetroffen habe.

Mein Abgang aus dem Lager hatte weniger mit militärischen Verdiensten zu tun. An einem regnerischen Morgen fühlte ich mich beim Aufstehen krank. Meine Hautfarbe war gelblich angelaufen. Mein Schlafgenosse auf der Pritsche, ein dicker Apotheker aus Wien, beglückwünschte mich zur Gelbsucht, die ungeahnte Möglichkeiten für eine Aufnahme in ein Lazarett eröffnete. Da ich vor Mattigkeit nicht schnell genug den üblichen Nachstellungen der Russen hatte entgegen können, wurde ich trotz Protest kurzerhand und unbesehen vom Starschi zur Auffüllung eines täglichen Arbeitskommandos ausersehen, das längere Zeit bei einem Kanalbau Verwendung gefunden hatte. Diese Tätigkeit

hielt ich an diesem Morgen natürlich nicht lange aus, und da der Wachmann ein Einsehen hatte, lieferte er mich bei einem alten Mütterchen in einem nahegelegenen Häuschen ab, das mich in seiner warmen Stube mit heißem Tee und Zucker bewirtete. Ins Lager zurückgekehrt, meldete ich mich krank. Ich war inzwischen über und über gelb geworden. Am folgenden Nachmittag wurde ich einem russischen Feldscherer vorgeführt, der meine Überführung in ein Spital anordnete. Bewaffnet mit einem Zettel, worauf der Befund durch Siegel, Unterschrift und dem Abdruck eines fetten Fingers angemessen bekräftigt war, zog ein russischer Soldat bei Anbruch der Dunkelheit, in Sturm und Regen, mit mir durch die menschenleeren Straßen der Stadt. Es war am 30. Oktober. Wir sprachen in verschiedenen Lazaretten vor, aber alle waren sie belegt. Endlich, gegen 10 Uhr, fand sich eins, das noch einen Platz frei hatte. Ohne weitere Formalitäten, ohne vorheriges Bad, wie ich ging und stand, gelangte ich in einen halbdunklen Raum, wo alles schon schlief. Nach langer, langer Zeit wieder eine Uniform auszuziehen, wieder in einem Bett schlafen zu können, wenn auch in der eigenen schmutzigen Wäsche, dazu die Gewissheit, auf vielleicht längere Zeit dem Lager entronnen zu sein – der Gedanke war fast zu schön, um wahr zu sein.

*In den Spitälern von Orel und Saratow
vom 31. 10. – 9. 12. 1915. und im Gefangenenlager in Zarizyn
(dem späteren Stalingrad) bis zum 7.3.1916.*

Unendlich behaglich, durch keine Stawaj-Schreie und Knuten beunruhigt, wurden die Glieder am nächsten Morgen gehörig gestreckt, die mollige Wärme des längst entwöhnten Bettes genossen. Ich war durchaus zufrieden mit dem Zufall, der mich hierher geführt hatte. Die Bettgenossen erwiesen sich als russische Soldaten, von denen ich erfuhr, dass ich der einzige Gefangene des Spitals war. Mir fiel auf, dass keiner der Soldaten verwundet schien. Als nach Ankunft des Arztes sich alles zur Vorstellung in das Untersuchungszimmer aufmachte, konnte ich feststellen, dass ich mich in einem Speziallazarett, und zwar dem gefährlichsten seiner Art, einer Station für Wanarische befand. Die Ernüchterung stellte sich sofort ein. Erregt hielt ich dem russischen

Militärarzt meine Lage vor und verlangte, entlassen zu werden. Ohne Untersuchung kam ich in den Saal zurück, aber die Freude an meinem Bett war dahin. Wer mochte dort vor mir gelegen haben? Bekleidet warf ich mich darauf und wartete ungeduldig, was nun werden würde. Aber nichts geschah, ich erhielt Verpflegung wie die anderen, man war kameradschaftlich und freundlich und hatte auf alles Drängen dasselbe gleichmütige Achselzucken, dasselbe rätselhafte Nitschewo, das weder ja noch nein, nichts oder alles Mögliche bedeuten kann. Man wusste augenscheinlich nichts mit mir anzufangen, und es bedurfte eines achttägigen Protestes bei Wärtern, Lagerinspektor und Arzt, bis mir endlich bedeutet wurde, dass ich ins Lager zurückkäme. Wieder war es Nacht, und ein eisiger Wind fegte den lockeren Schnee um die Ecken und Winkel der niedrigen Holzhäuser, als ich erleichtert, aber bitter frierend, in Begleitung eines russischen Soldaten durch die stillen Straßen trabte. Zum Lager ging es nun doch nicht, aber wenig erwartungsvoll war mir zu Mute, als wir vor einem einstöckigen, durch das Rote Kreuz gekennzeichneten Gebäude an der Glocke zogen.

Zu meiner Überraschung war das Misstrauen unbegründet. Wie in **Smergyrka** wurden sämtliche Kleidungsstücke abgegeben, ich wurde in ein Bad gesteckt, erhielt frische Wäsche und schlief bald darauf wie neugeboren in einem sauberen Bett des erwärmten Krankensaals im oberen Stock dem Morgen entgegen,

Und der brachte keine Enttäuschung. Gleich nach dem Wecken um 6 Uhr ergab sich Gelegenheit, die neuen Kameraden der österreichisch-ungarischen Armee, von denen die wenigsten deutsch sprachen, kennenzulernen. Ich erfuhr, dass ich im Hospital 53 gut aufgehoben war, dass Verpflegung und Behandlung ausgezeichnet seien. So verhielt es sich auch. Nach dem Morgentee, zu dem es ein Bulki [Brötchen] und drei Stück Würfelzucker gab, erschien der russische Militärarzt, der von Bett zu Bett ging und sich bei jedem nach dem Befinden erkundigte. Eine Untersuchung ergab, dass meine Gelbsucht im Abnehmen war – bedauerlicherweise. Da meine Krätze aber nicht ausgeheilt war, sollte auch sie in Behandlung genommen werden.

Bei Bettruhe und guter Pflege erholte ich mich schnell, umso mehr, als ich einer sich bietenden Gelegenheit, meine etwas magere Kost ohne

Wissen des Arztes zu vervollständigen, nicht widerstehen konnte. Die dazu nötigen Rubel – meine ersten nach der Gefangennahme – hatte ich einerseits durch Anfertigung mäßiger Bleistiftskizzen von unseren Wärtern, andererseits durch entschlossenen Verkauf meiner schönen Feldpfeife erworben, für die ich bisher wegen Mangel an Tabak und Geld keine Verwendung gefunden hatte. Dieses seltsame nie geschauten Rauchinstrument ging in den rechtmäßigen Besitz eines unserer Russen über, der es glücklich und zärtlich seinen »Samowar« nannte und keine Gelegenheit versäumte, es von seinen Bekannten anstaunen zu lassen und mir aus Dankbarkeit alles, was ich an Butter und Bulki wünschte, besorgte. Da unter solchen Umständen von meiner Krankheit bald nichts mehr übrig war als das gelbliche Nachschimmern der Hornhaut, konnte ich mir nicht verhehlen, dass die guten Tage bald gezählt seien, obwohl der russische Arzt ein wohlwollender Mann war, der abends gern mal eine Stunde bei uns vergeudete.

Da trat etwas ein, etwas Unvorhergesehenes, das alle Berechnungen zerstörte, alle Beteiligten aus dem Gleichgewicht brachte, alle hergebrachte Ordnung aufhob und mich vor dem gefürchteten Lager befreite. Es ereignete sich am 21. November, gleich des Morgens. Die Wärter stürzten zu uns herein: es sei Befehl gekommen, das Spital 53 sofort zu räumen, es sollte noch am selben Tage im Lazarettzug nach **Saratow** überführt werden. In Hast übergaben uns die Wärter die desinfizierten Uniformen, bis schließlich die Meldung von der Ankunft unserer Wagen allem Trubel ein vorzeitiges Ende machte. Die waren von der elektrischen Straßenbahn und brachten uns mit Gebimmel und wohlverstaub auf den Bänken durch die schneebedeckten Straßen zum Bahnhof.

Es war ein gut eingerichteter Lazarettzug, der uns aufnahm, gut geheizt, mit guten Betten und guter Verpflegung. Am nächsten Vormittag passierten wir **Koslow** und **Tambow**, durchquerten zum zweiten Mal, aber in südöstliche Richtung, das **Tschernosjorn**, den Gürtel der schwarzen Erde, der in gewaltiger Ausdehnung Karpatenpässe und Wolgaufer verbindet – hinein in den russischen Winter. Man konnte zufrieden sein, vom warmen Bett aus den Blick über diese unermesslichen, end- und leblosen Schneeflächen gleiten zu lassen, deren Silberglanz das Auge

blendet. So alles beherrschend ist diese farblose, in Weiß erstarrte Natur, dass in ihrer großartigen Einförmigkeit die wenigen Dörfer und Menschen zerfließen. In zweitägiger Fahrt keine Abwechslung, nur diese Fülle von schweigendem, ermüdendem, alles verschlingendem Weiß, unter der die russische Erde wie ein geduldiger Riese schläft.

Gegen Mittag des 23. November, dem dritten Tage unserer Fahrt, wurde die Schneelandschaft unmerklich eine andere. Schwachwellige Erhebungen traten in ihr auf. Sie gingen allmählich in ein hügeliges Gelände über, um schließlich gebirgsähnlichen Charakter anzunehmen. Es ist die Bergseite der Wolga. Plötzlich wächst aus dem leuchtenden Schnee ein unübersehbares Häusermeer auf: **Saratow**. Es mochte 5 Uhr sein, als wir vor dem weitläufigen, weißen Bahnhof unserem behaglichen Zug entstiegen. Links, auf einem Felde, etwas abgelegen sah man zwei langgestreckte, sich gegenüberliegende steinerne Gebäude mit hohen Fenstern im Kasernenstil. Bis zu dem nächstliegenden hatten wir einen halbstündigen Marsch auf dem Trottoir zurückzulegen.

Auf dem breiten Flur warteten wir das Weitere ab. Auf den Stufen der geräumigen Treppe, die in das obere Stockwerk führte, saß es voll von Kameraden in langen schwarzen oder braunen Lazarettmänteln, die uns durch Zurufe begrüßten. Für sie ist das Eintreffen eines neuen Transportes mit neuen Gesichtern, unter denen sich vielleicht Bekannte finden, eine sehr ergötzliche und unterhaltsame Zerstreung. Von ihnen erfahren wir auch, wo wir sind: im Spital 119.

Nach dem üblichen Bade wurden die Uniformen in Säcke verschnürt und abgegeben. Dagegen empfangen wir Lazarettwäsche und die im Treppenhaus angestaunten wolligen Mäntel und verteilten uns nun auf die oberen, sehr großen Säle, in denen die Kranken und Verwundeten, sämtlich im Stadium der Genesung, eingehüllt in ihre weiten Mäntel, umherwandeln, in Gruppen zusammenstehen oder Schach oder Karten spielen. Es waren wenig Reichsdeutsche dabei, fast alles Angehörige der österreichisch-ungarischen Armee – das bekannte Sprachengewirr.

In langen Reihen standen die tagsüber meist leeren Betten. Sehr beachtlich war das tägliche Erscheinen des Lagerinspektors. Die Inspektion erstreckte sich auch auf die militärische Haltung der Kranken und

unterließ es nicht, jeden Mangel daran mit vielen unverständlichen Worten zu rügen. Selbst die russischen Wärter hatten eine nicht unbegründete Angst vor diesem Durchgang, der bei ihnen manchmal eine geschwollene Backe oder ein blaues Auge hinterließ. Wie es auch beim russischen Militär üblich war, erlittene Unbill nach unten weiterzugeben, so entschädigten sie sich gern an uns. Anlass dazu boten die hier eingeführten Hausuntersuchungen, die, niemand wusste warum, auch auf unsere Betten ausgedehnt wurden. Konnten dabei unsere dort versteckten, bescheidenen Vorräte an Zucker, Zigaretten und dergleichen gefunden werden, war es um sie geschehen, wenn sich der Eigentümer gerade in einem anstoßenden Saal aufhielt.

Die ärztliche Behandlung lag in den Händen kriegsgefangener österreich-ungarischer Sanitätsoffiziere, die sie sehr nachsichtig ausführten. So kam es, dass Entlassungen ins Lager eigentlich nur im Notfall vorkamen, wenn das Spital überfüllt wurde. Wer ein bisschen Glück hatte, konnte selbst nach der völligen Genesung noch lange Zeit unbehelligt bleiben. Das hat nun doch wohl nicht verborgen bleiben können und Misstrauen erregt, denn die von Zeit zu Zeit unvermutet vorgenommene Generaluntersuchung der russischen Ärzte ohne Hinzuziehung ihrer gefangenen Kollegen, mit denen sie im übrigen die besten Beziehungen unterhielten, verlief kaum so wohlwollend und brachte in das sonst so erträgliche Leben eine etwas unbehagliche Unsicherheit hinein. Von dieser Musterung hatten die Gesunden natürlich nichts und die übrigen recht wenig zu erwarten.

Von diesen Rekognoszierungen abgesehen, glitten die Tage in träger Einförmigkeit dahin. Zu lesen war nichts da, und niemand erlebte etwas. Spielte man nicht Karten oder Schach, vertrieb man sich stundenlang die Zeit mit Zusehen oder lag in den breiten Fenstern und schaute hinaus in den glänzenden Schnee. Dort konnte man seinen Gedanken nachhängen oder den Übungen der russischen Rekruten und Kosaken in ihren langen, braunen Mänteln und Lammfellmützen zusehen. Die russischen Gewehrgriffe erschienen uns zu abgebrochen und unrythmisch, aber die Reitkünste der Kosaken im und ohne Sattel fanden restlos Beifall. Ein Ereignis für uns bildete jedoch die Besichtigung der ganzen Garnison durch einen hohen General hier draußen vor unseren

Fenstern. Auch drinnen bei uns waren tagelang vorher die Vorbereitungen in vollem Gange gewesen. Das merkte man an der Nervosität und dem Wasser, das sich in Strömen über Fenster und Türen, über Fußböden und Treppen ergoss. Täglich hatten die Wärter zu scheuern, selbst der gestrenge Inspektor in eigener Person hatte mehrere Male am Tage zu mustern, wir erhielten neue Bett- und Leibwäsche, und gar Handtücher sollten wir nun auf einmal haben. Endlich war der große Tag da. In schnurgeraden Kolonnen standen die Bataillone der Infanterie und der Kosaken. Kommandorufe, Gewehrgriffe, Präsentierstellung! Vor der Front die Offiziere mit gezogenem Degen. Ein einsamer, eleganter Schlitten hinter einem feurigen Traber glitt über den Schnee, vorn auf hoher Bank der Kutscher; im tiefen Sitz, im Bärenfell vergraben, der General und sein Adjutant. Mit einem Ruck stand das edle Tier. Der General nahm die Meldung entgegen und dankte. Wieder Kommandorufe – Gewehr bei Fuß – Ruhestellung, und, während der hohe Herr sich aus seinen Decken schälte und dem Schlitten entstieg, ritten die Offiziere nach vorn, um sich in Gliedern aufzustellen, an denen seine Exzellenz entlang schritt, um jedem einzelnen die Hand zu reichen. Damit war das kurze, aber recht amüsante Schauspiel zu Ende. Zu uns kam er nun doch nicht, aber unten im Korridor hatte er die galagekleideten russischen Ärzte begrüßt. Nach einigen Minuten fuhr er im Schlitten davon, das Militär rückte ab, und unsere Handtücher wurden eingesammelt, um nie wieder zum Vorschein zu kommen.

Wenige Tage darauf schlug meine Stunde. In vermessenen Augenblicken hatte ich gehofft, das Weihnachtsfest hier verbringen zu können, aber dann hätte die russische Untersuchung am 6. Dezember nicht kommen sollen, denn die entschied, dass ich gesund zu schreiben sei, und dagegen war wenig genug einzuwenden. Wir waren eine ganze Anzahl, die schließlich nach Abgabe der Bettwäsche und Empfang der Uniformen auf den Steinfliesen des unteren Korridors etwas trübselig der weiteren Entwicklung entgegensahen. Erst nach Mitternacht erschienen einige russische Soldaten, die uns in die eisige Winternacht, durch schneebedeckte Straßen, führten. Es war sternenklar und hundekalt, ein heißender, durchdringender Frost, gegen den wir zähneklappernd anmarschierten. Zitternd erreichten wir das entlegene Lager. In einem

düsteren, schlecht geheizten und beleuchteten Raum wälzten sich auf den kahlen Brettern einige dunkle Gestalten, die die Störenfriede nicht gerade freundlich empfingen.

Am nächsten Morgen besahen wir uns den Schaden. Unser Raum war eines der kleinen, verfallenen, einfenstrigen Blockhäuser, die die überaus kümmerlichen Reste einer ehemaligen Mahorkafabrik bildeten, ausgestattet mit kahlen Holzpritschen, einem Kanonenofen und einer ständig rauchende Petroleumlampe. Neben der gegenüberliegenden Küche hatte sich die Verwaltung eingerichtet, bestehend aus einigen jovialen österreichischen Feldwebeln, und in einem angrenzenden Gemach die russische Bewachung, die ihr beschauliches Dasein mit Rauchen und Kartenspiel auszufüllen suchte und sehr gefällig war. In diesem Sammellager endigten alle aus den Lazaretten in Saratow entlassenen Kriegsgefangenen, um zu Transporten zusammengestellt zu werden. Um auch etwas von der Stadt zu sehen, die, in unmittelbarer Nähe der deutschen Ansiedlungsgebiete gelegen, eine starke deutsche Bevölkerung hatte, schloss ich mich am nächsten Tage trotz der bitteren Kälte einer Abteilung an, die einer Messe in der katholischen Kirche beiwohnen wollte, von der ich aber nichts verstand. Bereits nach drei Tagen, am 9. Dezember, saß ich nach fast drei Monaten wieder in einer Tagluschka. Das Ziel war diesmal das Gefangenenlager in **Zarizyn** (dem späteren *Stalingrad*).

Von der mehrtägigen Winterfahrt ist wenig Gutes zu sagen. Zu sehen gibt es gar nichts, schon weil in einer Tagluschka keine Fenster vorhanden sind und die schlecht schließenden Rolllüren wegen der eisigen Kälte nur für ganz dringliche Augenblicke geöffnet werden. In Zarizyn war das schönste Tauwetter und in den Straßen ein Schmutz, wie wir ihn bisher jedenfalls selbst in Russland in einer Stadt von der Größe Flensburgs nicht für möglich gehalten hatten. Die Straßen waren buchstäblich verschlammt, sogar die breiten Boulevards in dem belebten Geschäftsviertel. Aber hindurch mussten wir, obwohl die Stiefel bis über die Knöchel hineinsanken. Die Russen störte das offenbar nicht. Unverdrossen marschierte ein Regiment Soldaten singend mit Ziehharmonika und Vorsängern an uns vorbei. Elegante, in Pelz verummte Herren und Damen ließen sich unbekümmert auf den Gummirädern

ihrer leichten Kutschen über den weichen, braunen Brei hinwegfahren, und die weniger bevorzugten Fußgänger stapften ebenfalls gleichmütig in kniehohen Galoschen oder deftigen Langschäftigen hindurch. Entschiedene Billigung dagegen fanden diese Zustände bei den behaglich grunzenden Borstentieren, die zutraulich und von niemandem behelligt überall in den Straßen ihr Wesen trieben.

Am anderen Ende der Stadt erreichten wir schließlich das Lager, ein uneingefriedigtes, frei liegendes ehemaliges Straßenbahndepot, vor welchem die Übergabe an österreichische Feldwebel in Gegenwart eines blutjungen russischen Offiziers schmerzlos vonstatten ging. Es war um die Mittagszeit. Neben den verschlossenen Eingangstoren diente eine enge Tür als einziger Eingang in den Riesenkasten. Es war eine Überwindung, zum ersten Mal über diese Schwelle zu treten, selbst für uns, die wirklich nicht mehr verwöhnt waren: eine widerlich graue Wolke, ein erstickender Dunst von verbrauchter Luft, von Speiseresten und Menschenmassen wälzte sich uns feucht und warm entgegen und hemmte den Atem. Dann umfing uns Dunkelheit, und schon stolperten die Füße in den Wasserlöchern des glitschigen Lehmbodens. Nachdem sich das Auge gewöhnt hatte, tasteten wir uns in einem Irrgarten von dumpfen Gängen zwischen Stockwerken von Holzpritschen vorwärts zu dem breiten, helleren Gang in der Mitte, der sich durch den ganzen weiten Raum zog. Dann konnten wir uns Plätze suchen. Die waren aber schwer zu finden, da die Pritschen, hier nur in Stockwerken übereinander, alle dicht belegt waren. Nach längerem Suchen gelang es mir, an der Mauer auf einer der untersten Holzreihen unterzukommen. Diese waren weniger bevorzugt, weil durch Spalten und Risse der beiden oberen Sand und Staub herabregnete und die oberen außerdem wärmer und heller waren. Mein Lager zeichnete sich jedenfalls bei Tag und bei Nacht durch ewige Finsternis aus, und ich konnte von Glück sagen, als ich es nach Weihnachten mit der dritten Pritschenetage am Mittelgang vertauschen konnte.

Zwischen zwei- und dreitausend Mann waren auf diesen Holzgestellen untergebracht, dicht gedrängt, Seite an Seite, oben, unten und in der Mitte, das k. u. k. Militär aller Sprachen und Nationen bis zum Feldwebel hinauf wie überall in erdrückender Mehrheit. Von der Mitte des

Dachs glühten ein Paar elektrische Birnen herab, während zwei für den gewaltigen und hohen Raum allerdings gänzlich unzureichende Kanonenöfen sich vergeblich für eine angemessene Temperatur einsetzten. Die wurde erst durch Menschenmasse erzeugt. Freilich, auf den unteren Pritschenreihen war es kalt genug, und in totaler Ermangelung von Strohsäcken und Schlafdecken klemmte man sich nachts zwischen seine Schlafnachbarn und wärmte sich aneinander. Appetitlich war das nicht, und man kam Tag und Nacht nicht aus den Kleidern. Alle Bedingungen waren also da, um den Plagegeistern von Läusen ein sicheres Auskommen zu gewähren. Sie kamen, nisteten sich in aller Ruhe ein und wurden dick und fett. Sie krochen von einem zum andern, man erhielt sie ahnungslos vom Nebenmann oder, schlief man unten, auch von oben, wenn sie durch die Ritzen fielen. Sie waren unausrottbar und führten ein Leben wie Gott in Frankreich. In den Stiefeln waren sie am unangenehmsten, ja geradezu gefährlich, weil man im Schlaf an die juckenden Stellen nur durch Scheuern mit den Hacken herankam. Auf diese Weise entstanden böartige, schmerzhaft und schwer heilende Wunden, in die sich die Läuse hineingruben. Nach Neujahr fing es bei mir an, und erst ein halbes Jahr später, unter besseren Lebensbedingungen in Astrachan, konnte ich ganz allmählich wieder hergestellt werden. Nachgeblieben sind jedoch 32 Narben an der Zehe und pfenniggroße, bläuliche Vertiefungen im Fleisch der Unterschenkel, die eine dauernde Erinnerung an dieses Läuseparadies bleiben werden.

Die Organisation der Verpflegung lag in der Hand von Mitgefangenen. Iversen erinnert sich dankbar an die Freundlichkeit der österreichischen Feldwebel – es waren Kroaten –, die sie am Eingang in Empfang genommen hatten. Willkommene Abwechslung bot der Arbeitsdienst. Sonst konnte jeder machen, was er wollte. Die Ungarn waren Meister im Schachspiel. Andere guckten zu. Abgegriffene Bücher gingen durch die Reihen. Einige Reichsdeutsche waren auch unter den Gefangenen. Es wurden Kontakte geknüpft.

So waren neue Beziehungen angebahnt, als das Weihnachtsfest herannahte. Aber Feststimmung wollte nicht aufkommen. Öfter als sonst gingen in dieser Zeit die Gedanken zurück an Frau und Elternhaus, und

doch war die Aussicht, von ihnen zu hören, geringer denn je. Was nützten die Adressen, die ich bisher nach Hause aufgegeben hatte! Ich zweifelte nicht, dass meine Karten ankamen. Die Glücklichen, die schon Verbindung hatten, wussten, dass es ganze zwei Monate dauerte, um sie herzustellen. Aber ich war immer nur kurze Zeit an einem Orte gewesen, hatte zu oft gewechselt und war doch schon fast vier Monate gefangen und ohne jede Nachricht. Vor allem beunruhigte mich das Schicksal der beiden Brüder: War Lorenz wieder draußen? War Andreas wieder eingezogen? Was machten die Schwäger, und wie ging es Frau und Eltern? Was konnte nicht alles in vier langen Kriegsmonaten geschehen sein? Sicherlich lagen Briefe und Pakete in Orel und auch in Saratow, aber würden sie nachgeschickt? Wusste man dort überhaupt, wo ich war? Alles schien ja hierzulande ziemlich drunter- und drüberzugehen.

Um diese Zeit lernte ich den ungarischen Zugführer Horwath Janos aus Budapest kennen. Er war von Beruf Eisenbahner, hatte etwas Geld verdient und sann darauf, wie er es seiner Familie zuwenden konnte. Ich machte ihm den Vorschlag, gegen eine Anweisung von 20 Mark, nach Erhalt zahlbar von meiner Frau an seine Frau, mir fünf Rubel zu überlassen. Am Tage vor Weihnachtsabend kam die Finanzoperation in Ordnung, und nun sollten die Einkäufe gemacht werden. Ein Konvoi war bald gefunden, und wir zogen zu viert in die Stadt. Ich war der einzige, der Geld hatte, und wir wollten zusammen feiern. Zunächst wurde ein handlicher Teekessel aus Blech eingehandelt, ein sehr begehrtes Inventar, wie ihn jeder russische Soldat und begüterte Gefangene besaß. Dann wurde noch etwas Tee gekauft, ein Pfund Würfelzucker, ein Weißbrot, ½ Pfund Butter, ein Pfund Leberwurst und etwas Mahorkatabak. Das zusammen machte ein opulentes Mahl, und so verlief das Festessen und der Abend wirklich gut, ganz besonders für die anderen, die durch einen merkwürdigen Zufall alle drei am Nachmittag ihre erste Kartenpost aus der Heimat erhalten hatten.

Am russischen Weihnachtsabend, dem 5. Januar, bekamen wir Weißbrot und Tee ausgeliefert. Nach Neujahr wurde ich krank, die Wunden an den Beinen stellten sich ein und wurden schmerzhaft. Die Beine selbst schwellen beim Gehen an, Dysenterie trat zu allem Überfluss

hinzu, und ich musste häufig, in Holzpantoffeln und auf zwei Stöcke gestützt, den Weg zur Marodervisite machen, wie die Österreicher sagten. Der halbstündige Marsch führte an dem Türkenlager vorbei, und es war jammervoll zu sehen, wie die armen Türken, wie wir schlecht gekleidet und ernährt, aber gewöhnt an das milde Klima ihrer Heimat, unter der Kälte litten. Wir wussten, dass der Tod unter ihnen reiche Beute hielt, und sahen, dass er leichte Arbeit hatte. Viele alte, vollbärtige Männer waren darunter, die Füße in Lumpen eingewickelt. Mit umgeschlagenem Mantel sah man sie teilnahmslos und ergeben in Haltung und Mienen nach orientalischer Art mit übergeschlagenen Beinen auf dem festgefrorenen Erdboden vor ihrem Bau sitzen. Man sagte, sie hätten für ein Spottgeld ihre Stiefel veräußert, um etwas Tabak zu kaufen. Sie sagten nichts, aber sie konnten eine hohle, magere, schwarze Hand gegen uns ausstrecken mit einem stummen, unendlich rührenden Ausdruck in den großen dunklen Augen, die so hilflos und traurig wie die eines leidenden Pferdes blickten. Sie sahen nicht nach einer Nation aus, die einst im Begriff gestanden hatte, die Welt zu erobern, und vor der einmal Europa gezittert hatte.

Die Marodervisite wurde in einer ehemaligen Bierniederlage von einem österreichischen Militärarzt abgehalten. Er hieß Dr. Rappopo, ein Slawe, immer hilfsbereit und gewissenhaft, aber er konnte nur wenig ausrichten, da es an allem fehlte, nur nicht an Patienten, wohl aber an Watte und Verbandstoffen. Was half es da, wenn er mir sparsam etwas Salbe auf die Wunden legte, aber die alte, vereiterte Gaze nie erneuert werden konnte. Für meinen Magen hatte er nur gute Ratschläge, die sich nicht durchführen ließen, aber das war nicht seine Schuld. Auch sonst kam ich in die Stadt, wenn wir alle 14 Tage zum Baden geführt wurden. Diese Gelegenheit benutzten wir, um unsere Wäsche zu waschen, und gingen dann ohne Hemd wieder zurück, weil wir ja kein Wechselhemd hatten. Auf diesen Gängen sah ich zum ersten Mal eine richtige Kamelkarawane, die vollbeladen in Begleitung von Kalmücken aus der Steppe hereinkam.

Der Februar dieses Jahres (1916) war ein ereignisreicher Monat. In der Bierniederlage war inzwischen auch eine Poststelle für Gefangene eingerichtet worden, und niemand, der beim Arzt zu tun hatte, ver-

säumte sicherheitshalber persönlich dort nachzufragen. So war ich am 8. Februar wieder einmal »gesalbt« worden, als Kameraden mir auf dem Hofe zuriefen, ich möchte auf das Postzimmer kommen, es sei Post für mich da. So verhielt es sich auch. Eine Karte vom dänischen Roten Kreuz in Kopenhagen teilte mir geschäftsmäßig mit, dass am 18. Januar durch Onkel Olsen (*Niels Peter Olsen, geb. 1863 in Mögeltondern, 1887 wegen dänischer Gesinnung als Lehrer in Bredebro verabschiedet, ging nach Kopenhagen, dort 1936 gest., verh. mit Ane Margrethe Iversen, jüngere Schwester von Jens Iversens Vater*) ein Telegramm folgenden Inhalts an mich aufgegeben worden war: »Alt vel. Penge afsendt. Tine« (*Christine Eline Lorenzen, Jens Iversens Frau*). Das Telegramm habe ich nie erhalten. Es war auch einerlei jetzt, ich wusste ja, was es enthielt. Diese wenigen Worte, von menschenfreundlicher, fremder Hand geschrieben, waren dennoch ein Gruß aus der Heimat, ein Gruß nach 5½ Monaten langer, langer Wartezeit. Mit einem Schlage schien das ganze Leben anders. Die drückende Sorge, die Ungewissheit über die Lieben daheim wichen einem beglückenden Gefühl der Erleichterung. Vor drei Wochen war zu Hause alles wohl! Warum sollte es jetzt anders sein? In solchen Momenten absoluter Freude ist kein Raum für nagende Zweifel. Man wird gläubig und vertrauensvoll, ja sorglos, als könnte es jetzt nicht auch anders sein. Und dann, die ersehnte Verbindung mit der Heimat war nun endlich, endlich hergestellt! Jeden Tag durfte man nun mehr und Ausführlicheres erwarten, und auch Geld war unterwegs! Wie leichtsinnig man in solchen Augenblicken wird! Nun sollte mal wieder schön gelebt werden, und ich ließ mir 10 Rubel von meinem Freund Pagel.

Am 10. Februar traf dann die ersehnte Karte von meiner Frau ein, vom 19. Januar. Sie schrieb (unter anderem), dass Karten und Pakete in Orel lägen und dass nach hier über Kopenhagen 20,00 Rubel unterwegs seien. Letztere holte ich persönlich am 17. Februar auf einer großen russischen Bank, der Russisch-Asiatischen Bank, und wunderte mich, dass dort jeder Beamte auf seinem Pult seine Rechenmaschine und sein Glas Tee hatte. Inzwischen war über Kopenhagen wiederum eine Anzeige über die nächsten 20.00 Rubel eingetroffen, die ich jedoch nicht mehr in Zarizyn erhielt. Am 27. Februar kam dann auch die erste Karte von den Eltern, vom 7. Februar. Vater schrieb, dass Tine am 21.

September, also am Tage vor ihrem Geburtstag (*Christine Lorenzen, geb. 22. 9. 1888*), meine erste Karte vom 31. August erhalten hatte, dass ich bis dahin als vermisst galt und als solcher auch von meiner Feldkompanie gemeldet war, ferner, dass Bruder Lorenz sich mit Fräulein Erna Johannsen aus Tondern verlobt habe und noch immer in Flensburg Garnisondienste verrichte, dass Bruder Andreas in Neumünster Abitur gemacht habe und dort bei den 85ern eingezogen sei. Andere Post habe ich in Zarizyn nicht erhalten. So war also doch in den 5-6 Monaten zu Hause allerlei passiert.

Damals traf bei uns ein Landsmann ein, der kleine Hufner Hans Knutz aus Rinkenis an der Flensburger Förde. Er kam aus Dobowka und hatte in der furchtbaren Kälte einen mehrtägigen Marsch auf der vereisten Wolga hinter sich, den er überstanden hatte. Von seinen Kameraden waren gleich einige ins Lazarett gekommen, wo man ihnen die erfrorenen Glieder amputiert hatte.

Am 24. Februar übersiedelten wir in das Concordia Theater, das in der Stadt lag. Der Wechsel bedeutete in mehrerer Hinsicht eine erhebliche Verbesserung. Wir lagen meistens zu zehn Mann, aber gottlob auf einfachen Pritschen, in kleineren geheizten Zimmern, denen zwei Mann aus dem Lager als sogenannte »Diener«, wie die Österreicher sagten, zugeteilt waren. An dem Essen freilich war kein Unterschied festzustellen, aber die meisten hatten als alte Gefangene wie ich schon Geld aus der Heimat, und damit ließ sich eine bessere Lebenshaltung und gegenseitige Aushilfe ermöglichen. Ich hatte mir bereits eine wollene Schlafdecke zugelegt, so dass ich mich nachts ausziehen konnte, ließ meine Wäsche ordentlich waschen und wurde allmählich ziemlich die Läuse los, was meinen Wunden sehr zugute kam. Trockenes Brot brauchte ich nun nicht mehr zu essen. Wir konnten jeden Tag, natürlich mit Konvoi, in die Stadt zum Einkaufen gehen. Gesalzener Speck kostete damals 40 Kopeken das Pfund, und auch Zucker, Tee, Weißbrot, Eier, Seife und Tabak waren noch sehr billig.

Auch das gesellige Leben gestaltete sich sehr angenehm und anregend. Jedes Alter, jeder Beruf und jeder Stand waren fast vertreten, aber nur Magyaren, Deutsch-Österreicher und die paar Reichsdeutschen. Das Militärische trat ganz in den Hintergrund. Ein freier, zwangloser

Ton herrschte da. Der wurde gepflegt und von den Ungarn und Österreichern, die doch im Gegensatz zu uns fast alle Beförderte waren, schon dadurch betont, dass sie ausschließlich unter sich und mit uns ohne Rücksicht auf den militärischen Grad ohne vorangegangene Förmlichkeit von vornherein den Verkehr auf das vertrauliche »Du« einstellten, während wir Reichsdeutschen nach guter, steifer alter deutschen Sitte unter uns weiterhin die Höflichkeitsform in der Anrede beibehielten. Wir besuchten uns gegenseitig auf den Stuben, russische Zeitungen wurden gekauft und übersetzt, es wurde politisiert, debattiert, gelesen, Schach und Karten gespielt. Man kam von selbst aus dem dumpfen Vor-sich-Hinbrüten heraus und fühlte sich wieder als Mensch. Ein herzliches Verhältnis entwickelte sich schnell zwischen Reichsdeutschen und Österreichern.

Da viele Österreicher und fast alle Ungarn von zu Haus aus wenigstens eine slawische Sprache neben ihrer Muttersprache beherrschten, hatten sie wenig Schwierigkeiten mit dem Russischen. Sie waren daher unsere Übersetzer der Zeitungsartikel.

In dieses Idyll platzte nur zu bald die Nachricht, dass wir alle einem Transport nach **Astrachan** zugeteilt würden. Das Lager dort galt als Straflager, und dieser Ruf zusammen mit der Aussicht, dass die eben hergestellte Postverbindung mit der Heimat wieder abreißen würde, konnte nur dazu beitragen, an die kommende Veränderung mit einem sehr bestimmten Vorurteil heranzugehen. Es half aber nichts, frühmorgens am 7. März fing es mit Aufruf nach Listen und Zählen an, und am Nachmittag – es war nasskaltes Schneewetter – marschierten wir recht bedrückt zum Bahnhof, ich immer noch mit zwei Stöcken. Dort hatte man es nicht eilig. Die Tagluschken sollten erst zusammengestellt werden, die Wartezeit wurde lang, und die erfahrenen k.u.k.-Kameraden, die zum Teil Zivil trugen, unterhielten sich hin und her mit der russischen Bevölkerung. Schließlich war es ein Durcheinander, und das ging den Posten doch zu weit. Sie schieden nach dem Grundsatz: hier Uniform, dort Zivil, und das war von ihrem Stand gar nicht einmal verkehrt. Nur hatten sie nicht in Rechnung gestellt, dass ein Teil der Gefangenen Zivil trug. So gestaltete sich unser Abschied von Zarizyn.

Lager und Lagerleben in Astrachan

vom 13. März 1916 bis 14. Januar 1917

Nach einem fast viermonatigen Aufenthalt in zwei Wolgastädten und unterwegs zu einer dritten führt uns der Weg der Wolga entlang, diesem größten Strom Europas, der für ungeheure Strecken Russlands Verkehr und Leben überhaupt bedeutet. Unwiderstehlich zieht er die Menschen in seinen Bann, wenn die Todesstarre des meterdicken Eises unter den Strahlen der Frühlingssonne zu weichen beginnt, die zahllosen Fischschwärme aus dem Kaspischen Meer den Fluss hinaufstoßen und tausende von Dampfern, Kähnen und Flößen seine Fluten furchen. Hunderttausende sind es, die jährlich diesen Zeitpunkt herbeisehnen, für die die Wolga Brot und Wohlergehen bedeutet. Aber noch werden viele Wochen ins Land gehen, bis es so weit ist, und bis dahin mag der Schienenstrang zusehen, wie er den ehrwürdigen Wasserweg zu ersetzen vermag. Er tut es so umständlich, wie die Verhältnisse es erfordern, und wir sitzen wohlverwahrt in unseren Tagluschken und lassen die Dinge an uns herankommen.

Unser Ziel ist Astrachan. Es liegt im Südosten, und wir fahren drei Tage lang nordwestlich, in großem Bogen, die bekannte Strecke über Porowino und Rtischtschewo. Unsere Eisenbahnverbindung führt einzig und allein über Saratow. Keine Brücke spannt auch dort über den kilometerbreiten Strom, gegen die seine deutschen Schwestern sich wie bescheidene Auen ausnehmen. In einer Schwebefähre werden wir in unsern Wagen hinübergetragen über unüberschaubare ineinander geschobene Eismassen, die nicht einen Fluss, sondern ein Meer zu decken scheinen. Drüben geht es weiter dem Osten zu. Es kümmert uns nicht mehr, wo wir sind, wenn irgendwo draußen in einem der einsamen Steppendörfer Halt gemacht wird, das eine hat das Aussehen des anderen, und alle machen sie einen unendlich verlassenem Eindruck, wo sie in der endlosen Schneedecke auftauchen und verschwinden. Nur für unsern Ofen haben wir ein ausgesprochenes Interesse, denn hier weht ein eisiger Wind und es ist bitter-, bitterkalt. Auf einer Station lesen wir Urbach, eine deutsche Kolonistengründung aus der Zeit der großen Katharina – dicht vor den Toren Asiens! Dort endlich biegen wir ab nach Süden, und nun sind wir in der eigentlichen Salzsteppe, wie der russische Konvoi versichert.

Erst in der letzten Nacht gab es wieder Bahnhöfe und Ortschaften, und am nächsten Vormittag rollten wir über eine ganze Reihe von Brücken. Wir befanden uns im Wolgadelta. Die Sonne schien. Von Schnee war nichts mehr zu sehen, und als wir nach sechstägiger Fahrt am 13. März in Astrachan unseren Tagluschken entstiegen, traten wir auf aufgeweichten Boden. Hier unten im Süden Russlands war die Macht des Winters gebrochen. Das Wetter war so mild wie im Frühling zu Hause.

Der Bahnhof lag auf freiem Gelände, weit draußen vor der Stadt, so dass von ihr vorerst nicht viel zu sehen war. Der Marsch nach unserem Bestimmungsort, dem Lager, war dagegen nur kurz. Es lag in entgegengesetzter Richtung, nahe am Geleise, weitläufig und geräumig mit rohem Bretterzaun umgeben, hinter dem eine ganze Anzahl von Baracken hervorragten. Am Tor empfing uns ein gleichgültiger Posten mit aufgepflanztem Bajonett, und vor der Kanzlei ging die Übergabe durch unsere Begleitmannschaften an österreichische Feldwebel und einen russischen Offizier glatt vonstatten. Die Baracke, die uns angewiesen wurde, war leer und nicht schlecht, ziemlich neu. An beiden Enden waren zwei riesige Kanonenöfen für Holzfeuerung angebracht. Tische und Bänke fehlten. An einem kleinen Fenster auf der oberen Pritsche belegte ich einen Platz mit meinen Habseligkeiten und begab mich zu der überdachten Wascheinrichtung auf dem Hofe, um mich nach einer Woche wieder gründlich zu reinigen.

Die Baracken waren nur zum Teil, andere schwach belegt, da das Lager erst seit Kurzem für Gefangene bereitgestellt war. Es war eine ehemalige Militärkolonie, das erste wirklich gut eingerichtete Gefangenenlager, das uns zu Gesicht kam und das durchaus nicht den Eindruck eines Straflagers machte.

Kurze Zeit nach uns traf ein neuer Transport ein, darunter waren viele Reichsdeutsche. Da wir bis zum Herbst zusammenblieben, verwuchsen wir allmählich zu einer großen Familie. In den Baracken war die Unterbringung zu keiner Zeit schlecht. Platz genug war ja da, auch später, als das Lager voll belegt wurde. Was sonst an Annehmlichkeiten fehlte, konnte nun doch von dem allmählich einsetzenden Geldstrom aus der Heimat angeschafft werden. Strohsack und Schlafdecke hatte ich mir schon in Zarizyn zugelegt. Man konnte sich nachts ausziehen

und zudecken. Neue Wäsche konnte gekauft werden, die alte ließen wir waschen und wechselten regelmäßig, und zu diesen Wohltaten trat als Folge eine neue hinzu: wir konnten uns nun mit Erfolg die Läuse vom Leibe halten. Für die langen Abende legte man sich hier und da eine private kleine Petroleumlampe zu, die viel zur Behaglichkeit des Pritschenlebens beitrug, da sie Kameraden zu einem Plauderstündchen anlockte. Die Nacht konnte ohnehin lang genug werden. Nur das Essen war immer noch recht mäßig, es wurde wie sonst für je zehn Mann gefasst, durfte jedoch in den Baracken verzehrt werden, aber wir waren nicht mehr allein auf diese Mahlzeiten angewiesen.

Um die in Zarizyn hinsichtlich der Heranziehung zur Arbeit errungene Vorzugsstellung musste in Astrachan zunächst ein zäher Kampf mit dem Lagerkommandanten ausgefochten werden, den die k.u.k.-Kameraden, unterstützt von uns und den neu Hinzugekommenen, nach langen Verhandlungen und vielen Zwischenfällen schließlich doch zum guten Ende geführt haben. Das war kein Ausdruck unkameradschaftlicher Gesinnung gegen die übrigen Mitgefangenen und wurde auch als solches von ihnen nicht aufgefasst, da auch ihnen die Befreiung von ungeeigneten Kräften von der körperlichen Arbeit insofern zugute kam, als dadurch einem ganzen Stab von geistig Arbeitswilligen die Möglichkeit gegeben wurde, ihre besondere Veranlagung auf sportlichem, künstlerischem und literarischem Gebiet dem gesamten Lager ganz zur Verfügung zu stellen. Es wurde eine Art Arbeitsteilung vorgenommen, die von beiden Seiten begrüßt werden konnte und auch wurde, die das Gefühl der Solidarität und das kameradschaftliche Verhalten nur stärkte. Dieser Geist der Verbundenheit, der in Astrachan tatsächlich vorhanden war, bewirkte, dass selbst für diejenigen, die später das Lager mit einer Arbeitsstelle in der Stadt vertauschten und dort ein freies und viel besseres und angenehmeres Leben führen konnten, das Lager eine Art Heimstätte blieb, das sie sonntags gern aufsuchten, um Vorführungen und Vorstellungen aller Art beizuwohnen, um alte Bekannte wieder zu treffen, um Lagerneuigkeiten zu erfahren, Parolen auszutauschen und Post zu holen.

Die Österreicher in der Kanzlei wussten sich durchzusetzen, so dass die Verwaltung und die Organisation des Dienstes allmählich und zum

Segen des Lagers ganz in ihre Hände übergang. Sie haben einen geordneten, zweckmäßigen und reibungslosen Lagerdienst eingeführt und sorgten im Übrigen dafür, dass niemand unnötig belästigt wurde. Ihnen ist es auch zu danken, dass die Lagerpostverhältnisse sich erheblich besserten. Die Postkanzlei leitete ein österreichischer Ruthene aus der Bukowina, der es erreichte, dass die Post aus anderen Lagern nachgeschickt wurde. In jeder Baracke wurde ein Feldwebel oder Unteroffizier verantwortlich gemacht, der morgens in der Verwaltungskanzlei die Parole für den Dienst empfing und in der Postkanzlei die Post abholte und verteilte. Und gerade von dem guten Funktionieren der Post hing für das seelische und materielle Wohlergehen der Gefangenen so vieles ab. Die meisten von uns wussten, was es hieß, fünf oder sechs Monate und darüber den Kontakt mit der Heimat entbehren zu müssen.

Bereits am 29. März erhielt ich von Orel die beiden großen Pakete meiner Frau nachgesandt, von denen das eine allerdings ausgeplündert, das andere jedoch unversehrt war und Halstuch, Hemden, Strümpfe, Taschentücher, Zahnbürste, Tabak, Zigaretten und Schokolade enthielt. Um diese Zeit erhielt ich auch schon die erste direkte Post aus der Heimat. Leider waren es nicht gute Nachrichten. Man teilte mir mit, dass Bruder Andreas trotz seiner schlechten Augen an die Westfront und Schwager Peter Ingvert nach Russland gekommen seien, dass der Vetter aus Wollum während eines Urlaubs gestorben, Vetter Carsten von Seth vor Verdun gefallen und mein Schwiegervater sich in Kiel einer schweren Operation hatte unterziehen müssen, die jedoch gut verlaufen sei. Am 10. Mai erhielt ich von Onkel Olsen aus Kopenhagen 42,10 Rubel, am 26. Mai 100,00 Rubel von Tine, und fortan hatte ich ziemlich regelmäßig Verbindung und fast monatlich Geldsendungen von ca. 30 Rubel. Ähnlich erging es auch den anderen Kameraden, und so konnte daran gegangen werden, das eintönige Lagerleben erträglicher zu gestalten.

Die Geldsorge war kein Hindernis mehr – dank der vielseitigsten Bemühungen –, und der Sommer kam ohne unser Zutun, sogar früh und schnell. Dass es auch am guten Willen nicht fehlte, zeigte die allgemeine Teilnahme des Lagers bei der Herrichtung eines großen Spiel- und Sportplatzes auf dem sandigen Boden hinter den Baracken. Die Seele dieses Unternehmens waren Weiberg und Kühl. Sie hatten Interesse für

den Plan geweckt, den Platz allen modernen Anforderungen entsprechend ausgemessen, bearbeitet und eingeteilt, Sammlungen für die Anschaffung der Fuß- Faust- und Schlagbälle veranstaltet und waren bei allen Darbietungen unermüdlich tätig. Sogar Alte-Herren-Riegen fehlten nicht, in denen die ungarischen Ärzte zuweilen mittaten. Wer Lust hatte, konnte teilnehmen, und die anderen waren willkommene und dankbare Zuschauer, wozu die russischen Soldaten und manchmal auch der Lagerkommandant selbst zu rechnen waren.

Neben dieser sportlichen Betätigung tauchten bald andere Bestrebungen auf. Man hatte in einer Baracke hin und wieder einen Unterhaltungsabend mit Varietédarbietungen veranstaltet. Sie waren zu Anfang etwas dürrig. Als jedoch zu gleicher Zeit von einem Zigeunerprimas und Budapester Kaffeehausdirigenten eine leistungsfähige Zigeunerkapelle ins Leben gerufen werden konnte, wurden die Abende mit Streichmusik umrahmt und das Programm erheblich reichhaltiger gestaltet, dazu trug auch die Gründung eines richtigen Gesangsvereins bei. »Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen«, konnte fortan die Losung werden. Mehrstimmige Lieder und Couplets, Rezitationen und ungarische Nationaltänze mit Zigeunerbegleitung, Quartette und alte Schlager gab's in bunter Reihenfolge. Schließlich erschien auch eine Dilettantengruppe auf dem Plan. Die Bretter, die die Welt bedeuten, waren unsere Pritschen und daher echt genug, und mancher Darsteller entdeckte auf ihnen sein Talent. Weller war anerkanntermaßen die kokette erste Liebhaberin. Die schwierige Kostümfrage konnte mit Hilfe unserer Zivilgefangenen gelöst werden, mit denen etliche vorsichtig und unauffällig wegen der russischen Konvois des Sonntags während des Gottesdienstes in der deutschen evangelischen Kirche der Stadt die ersten Beziehungen angeknüpft hatten. Auf diesem Umwege gelangten die abgelegten Röcke und Blusen ihrer Damen auf unserer Bühne, um dort noch späte Triumphe zu erleben.

Auch eine kleine Bibliothek entstand mit der Zeit aus Büchern, die die einzelnen Kameraden sich von zu Hause schicken ließen. Das edle Schachspiel wurde mit Hingabe theoretisch und praktisch gepflegt, Schachturniere wurden ausgefochten, aus denen die Ungarn immer wieder als die unbestrittenen Meister hervorgingen. Und damit auch die

Presse nicht fehlte, wurde eine Lagerzeitung gegründet. Werner schrieb einen Aufsatz über die rechtliche Stellung der Kriegsgefangenen, und ich lieferte einen Beitrag über die Gottorfer in Russland, die ja zuzusagen meine Landsleute waren. Die Zeitung, die über alle Vorkommnisse im Lager unterrichtete, erschien wöchentlich einmal in zwei Exemplaren, die sauber niedergeschrieben wurden und zirkulierten.

Dieser Sommer 1916, in dem der Lebensmut eine wohlthuende Bresche in die dumpfe Trostlosigkeit eines Gefangenenlagers schlug, war nicht nur für unsere Begriffe ungewöhnlich heiß. Nicht ohne Grund ist die ungeheure Kaspische Senkung ein Wüsten- und Steppengebiet. Wenn im März der mit Salz gesättigte Boden den in der Frühlingssonne schmelzenden Schnee aufgenommen hat, darf er keine Feuchtigkeit mehr erwarten, denn hier unten regnet es fast nie. Regenarmut, Sonnenglut und Trockenheit – das ist der Sommer von Astrachan. Auf demselben Breitengrad wie Genf gelegen, wird es bereits im April warm und grün. Aber das saftige Laub der wenigen Bäume hat eine nur kurze Lebensdauer. Schon Anfang Juni hatten wir eine Hitze von 40 Grad, im Juli gar 45, und so blieb es bis in den September hinein. Das Hemd, und wenn möglich eine kurze Leinenhose, waren in diesen Monaten die einzige Lagerkleidung. Es war so heiß, dass es nachts in den vollbelegten Baracken nicht auszuhalten war. Aber diese windstillen schwülen Nächte waren draußen unter dem leuchtenden Sternenhimmel unvergleichlich schön. Selbstgezimmerter Stühle und Tische wurden vor den Baracken zusammengestellt, und dann saßen wir in Gruppen Abend für Abend bis weit über Mitternacht im Schein unserer bescheidenen Petroleumlampen und rauchten, schlürften Tee und unterhielten uns. Es war immer dasselbe Thema vom Ende des Krieges und von der Heimat. Es konnte auch lebhaft zugehen und Witze erzählt werden. Darin war unerschöpflich vor allen anderen ein älterer Berliner Jude und Geschäftsreisender, der Unteroffizier Levi, der allgemein geschätzt wurde.

Es gab aber auch Kameraden, die trotz der instinktiven gepflogenen Geselligkeit zusammenbrachen. Das waren besonders solche, die trotz aller Anstrengungen keine Verbindung mit der Heimat bekommen konnten. Manche von ihnen zermürbten unter dem ewigen Pendeln zwischen Erwartung und Enttäuschung. Hinzu kam ja, dass auch ihr

Geld ausblieb, wodurch sie auf die Lagerkost angewiesen waren, die auf die Dauer nicht ausreichend war, um Unterernährung zu verhindern. Damit verloren sie einen wirksamen natürlichen Schutz gegen die Malaria, und dieses die Kräfte verzehrende, alle drei Tage sich wiederholende Fieber mit wahnsinnigem Schüttelfrost untergrub schließlich die Gesundheit und zerstörte die Nerven. Der 47jährige Rechtsanwalt Ameke verlor plötzlich für zwei Monate sein Gehör und wurde stocktaub. Andere, und derer waren nicht wenige, wurden hühnerblind. Ein Ungar, der im Zivilberuf ein hohes Polizeiamt versah, wurde geradezu menschen-scheu und wunderlich, wollte sich nicht waschen und suchte den ganzen Tag das Lager nach weggeworfenen Zigarettenstummeln ab, obwohl er über reichliche Geldmittel verfügte. Einen Österreicher fand man eines Morgens erhängt in einem Baum.

Für die Moskitos, diese unscheinbaren Verbreiter der Malaria, ist das sumpfige Wolgadelta zwanzig Meter unter dem Meeresspiegel eine vorzügliche Brutstätte. An sich ist das Klima wohl nicht ungesund. Es war ja warm und trocken, und für die einheimischen russischen Soldaten hatten die tückischen Mückenstiche keine Folgen. Für den Fremden galt jedoch Astrachan im Sommer als unzutraglich und bei unzureichender Ernährung für gefährlich. Ein großer Prozentsatz der Gefangenen war daher schon im Frühjahr von der verderblichen Krankheit befallen. Jeden dritten Tag, und zwar auf die Stunde, schnellte das Fieber auf 41 Grad hoch und wurde von heftigem Schüttelfrost und nachheriger Schweißabsonderung begleitet. Da der Infizierte Monate lang an diesen Erscheinungen zu leiden hatte, wurden seine Kräfte stark mitgenommen. Die angereisten Ärzte verabreichten Unmengen von Chinin, das auch das Fieber herunterzwang, jedoch eine gute Ernährung war, wenn auch kein absolutes Vorbeugungsmittel, doch ein wirksamer Schutz gegen zu schnellen Kräfteverbrauch. Es war daher anzuerkennen, dass der Lagerkommandant der Einrichtung einer Extraküche, die wir auf eigene Kosten pflanzen und betreiben wollten, keine Schwierigkeiten in den Weg legte. Am 22. Mai konnte sie in einer der kleinen, uns überlassenen Handwerkerbaracken eröffnet werden und bestand den ganzen Sommer hindurch bis zum 9. September. Wir stellten drei Köche ein, zwei Ungarn und einen Deutschen, der vor Jahren in der Marineschule

zu Flensburg als Offizierskoch beschäftigt gewesen war. Es wurde ein Finanzausschuss gebildet, und eine Einkaufskommission erhielt das Recht, täglich auf eigene Faust in der Stadt Fleisch, Butter, Eier, Kartoffeln, Gemüse und dergleichen zu kaufen und einzuholen. Es gab stets zwei kräftige Gänge, Fleisch und Suppe oder Mehlspeise, die die Österreicher und Ungarn nur ungern entbehren wollten. Wer einen wöchentlichen Beitrag zahlte, konnte jeden Mittag seine wohlschmeckende Mahlzeit abholen.

Die beiden ungarischen Ärzte Dr. Horwatzky und Dr. Sabo hatten sich warm für diese Angelegenheit bei dem Borutschik ins Zeug gelegt. Sie genossen überhaupt im Lager allgemeines Vertrauen und verdienten es nicht nur wegen ihrer aufopfernden Tätigkeit, sondern auch wegen ihrer menschlichen Eigenschaften. Im Umgang kameradschaftlich, nahmen sie an unseren Veranstaltungen teil und spielten gern Schach. Sie sprachen beide vorzüglich Russisch und Deutsch. Ihre Lage war nicht immer leicht, besonders wenn die großen Murmantransporte eingefordert wurden, denen eine ärztliche Untersuchung auf Arbeitsverwendungsfähigkeit voranging. Sie wussten nur zu gut, was die Kameraden da oben am nördlichen Eismeer erwartete. Aber die angeforderte Zahl musste gestellt werden, das hatte der Borutschik zu überwachen. Für Dr. Sabo, der Oberarzt eines großen Budapester Krankenhauses war, waren diese Untersuchungen geradezu eine seelische Folterung, während Dr. Horwatzky, ein aktiver Kavalleriearzt, bei diesen Gelegenheiten mit dem Lagerkommandanten manch harte Auseinandersetzung hatte.

Murman – das Wort lastete bisweilen wie ein böser Schatten, wie ein drückender Alp auf dem Lager. Das war dann, wenn Parolen und Gerüchte herumschwirrten über bevorstehende Anforderungen, wenn plötzlich die Leute barackenweise zur Vorführung bei Arzt und Lagerkommandant befohlen wurden, wenn die Transporte fortgingen und – nach Monaten – zurückkamen. Der Gedanke an Urwälder, Sümpfe, Tundren und Halbwüsten war es nicht allein, der die dumpfe, lähmende Wirkung ausübte. Da oben in den entlegenen Gegenden des Polarkreises wurde moderne Sklavenarbeit in Eis und Schnee verrichtet. Dort lauerten Entbehrung, Krankheit und der Tod. Durch das Seegewirr Ka-

reliens heran an die Ufer des Weißen Meeres, über das Felsgestein der Halbinsel Kola bis an die Steilwände des nördlichen Eismeres, durch unwirtliche, menschenarme Räume erzwang die hohe Gewalt von wehrlosen Kriegsgefangenen die Anlage einer gewaltigen Eisenbahnstrecke von fast anderthalb tausend Kilometern. In einem Jahr ist diese unerhörte Leistung unter schonungslosem Einsatz von Menschenleben, unter unvorstellbarem Leiden, vollbracht worden. Schritt für Schritt war es ein ungleicher, zermürender Kampf gegen eine übermächtige Natur, aber Schwelle um Schwelle wurde da hineingelegt in die furchtbarste Einöde des riesigen Landes. Russlands Murmanbahn, ein Kriegs- und Ausfallstor gen Westen, entstand, und die wehrlosen Kriegsgefangenen zahlten den Preis mit ihrer Gesundheit und mit ihrem Leben. Der Strom versiegte nicht. Immer neue Scharen wurden herangeschafft und verbraucht. Sie sind nicht zu zählen und nicht gezählt worden, diese Unglücklichen, die zu vielen, vielen Tausenden an diesem Bahndamm fern ihrer Heimat achtlos in Sumpf und Schnee verscharrt wurden. Sie werden der Vergessenheit anheimfallen.

Es war im Mai, als ich zum ersten Mal nach unserer Ankunft vier- bis fünfhundert Kameraden auf Stöcken und Krücken gestützt, lahm und gebeugt mit unheimlich fahlen Gesichtern und glanzlosen leeren Augen auf eine Baracke zu sich bewegen sah. Aber nicht das Granatfeuer Polens und Galiziens hatte sie so zugerichtet. Sie kamen von der Murmanbahn. Jetzt sollten sie mit Hilfe unserer Lagerkost wieder gesunden.

Am 19. September ging nach vorausgegangenen Differenzen mit dem Borutschik die Extraktüche ein. Zusammen mit zwei Ungarn kaufte ich mir einen Primus-Apparat. Das wurde aber untersagt. Man nahm uns sogar die Kocher und Lampen fort; doch erhielten wir sie bald wieder, wohl deshalb, weil bekannt wurde, dass in nächster Zeit im Auftrage der deutschen Regierung eine deutsche Krankenschwester in Begleitung eines dänischen Rittmeisters das Lager besuchen würde.

*Ende des I. Bandes.
Jens Iversen*

